

Guido Kirsten

**Bereichsrezension: Medien und Klassenfragen; Drehli Robnik (Hg.): Klassen sehen: Soziale Konflikte und ihre Szenarien; Sarah Attfield: Class on Screen: The Global Working Class in Contemporary Cinema; Stephan Gregory: Class Trouble: Eine Mediengeschichte der Klassengesellschaft**

2022

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18559>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Kirsten, Guido: Bereichsrezension: Medien und Klassenfragen; Drehli Robnik (Hg.): Klassen sehen: Soziale Konflikte und ihre Szenarien; Sarah Attfield: Class on Screen: The Global Working Class in Contemporary Cinema; Stephan Gregory: Class Trouble: Eine Mediengeschichte der Klassengesellschaft. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 39 (2022), Nr. 2, S. 176–181. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18559>.

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier: <http://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

**Terms of use:**

This document is made available under a creative commons - Attribution 3.0/ License. For more information see: <http://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

*Bereichsrezension Medien und Klassenfragen*

**Drehli Robnik (Hg.): Klassen sehen: Soziale Konflikte und ihre Szenarien**

Münster: Unrast 2021, 152 S., ISBN 9783897710849, EUR 12,80

**Sarah Attfield: Class on Screen: The Global Working Class in Contemporary Cinema**

Cham: Palgrave Macmillan 2020, 216 S., ISBN 9783030459031, EUR 57,50

**Stephan Gregory: Class Trouble: Eine Mediengeschichte der Klassengesellschaft**

Paderborn: Brill/Fink 2021, 748 S., ISBN 9783770561520, EUR 99,-

(Zugl. Habilitationsschrift an der Fakultät Medien der Bauhaus-Universität Weimar, 2019)

Seit einigen Jahren erlebt die Kategorie der sozialen Klasse eine Renaissance in der Literatur (vor allem in autobiografischen und autofiktionalen Büchern), in der Soziologie und im Feuilleton. Auch in den Medien- und Kulturwissenschaften ist ein erwachendes Interesse daran zu beobachten, wie die drei hier besprochenen Titel belegen.

Das von Drehli Robnik herausgegebene Buch *Klassen sehen* umfasst sechs Beiträge aus verschiedenen Feldern. Unbedingt lesenswert ist das erste, von Ruth Sonderegger verfasste Kapitel. Es fragt unter anderem danach, wie dem hinreichend dokumentierten Ausschluss von Menschen ohne familiären Hintergrund mit großem kulturellem und ökonomischem Kapital aus dem kunsthochschulischen Betrieb zu begegnen wäre. Die beiden folgenden Kapitel schließen daran auf unterschiedliche Weise an. Markus

Tumeltshamer betrachtet, inwiefern der Klassenhintergrund von Bewerber\_innen im akademischen Feld sowie bei Leiharbeitsfirmen (k)eine Rolle in ihren CVs spielt. Jens Kastner geht der Frage nach, „welche Rolle die bildende Kunst als gesellschaftlicher Spezialbereich der Sehverhältnisse [...] zur Unsichtbarkeit und damit auch zur Nicht-Repräsentation von Klasse, speziell der Arbeiter\*innenklasse, gespielt hat“ (S.62). Er kommt zu dem Schluss, dass ‚Klasse‘ in doppelter Hinsicht ein ‚Kampfbegriff‘ sei, da er erstens darauf ziele, Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse zu benennen und zweites dazu beitragen könne, ein entsprechendes politisches Subjekt zu konstituieren (vgl. S.81). Gabu Heindl bezieht sich in ihrem Kapitel auf Wohnbauprojekte des Roten Wien und plädiert für eine Rehabilitierung des Begriffs der Masse im

Sinne „heterogene[r] Gruppen von Nicht-Besitzenden“, der „Vielen in ihrer Diversität“, für deren Bedürfnisse die Wohnungen „maßgeschneidert“ (S.93) wurden. Bei Robnik stehen zwei Filme von Jordan Peele im Zentrum einer voraussetzungsreichen und normativen politischen Analyse. Im letzten Kapitel des Bandes unterscheidet Renée Winter drei Anordnungen des Verhältnisses von Video und Klasse: 1.) Videos, die in den 1970er Jahren der Selbstermächtigung von Arbeiter\_innen dienen; 2.) Trainingsvideos, die eine Selbstoptimierung unter neoliberalen Vorzeichen propagieren; 3.) Amateurvideos, die als Zeugnisse politischer Verbrechen dienen können. Insgesamt bietet das kleine Buch zahlreiche Anregungen und Hinweise, denen sich nachzugehen lohnt, und es zeigt, in wie vielen Bereichen der Klassenbegriff anschließbar und aufschlussreich ist.

Bereits 2020 ist Sarah Attfields *Class on Screen* erschienen. Die Autorin leitet in die Thematik mit einer autobiografischen Anekdote ein. Vor mehr als 30 Jahren sei sie, damals Verkäuferin in einem Kinderspielzeugladen, gemeinsam mit einer Freundin auf der Suche nach kostengünstiger Unterhaltung durch Zufall in eine Kinovorführung von Pedro Almodovars *¿Qué he hecho YO para merecer esto!!* (1984) geraten. Es war nicht nur der erste unertitelte Film, den sie sah, sondern auch der erste, der Figuren aus der *working class* darstellte, die echt wirkten. Entscheidend für ihre von dieser Begegnung herrührende Begeisterung für Arthouse-Filme war, dass sie sich in solchen Figuren wiedererkennen

konnte – im Unterschied zu jenen auf den Leinwänden der Blockbusterkinos, die sie sonst frequentierte. Daraus leitet sich auch das zentrale Anliegen Attfields her: „My main point is that representation is important – it really does matter, and seeing yourself or others you recognise on screen is powerful when you are marginalised, ignored, demonised or ridiculed“ (S.2).

Leider unterläuft die Autorin jedoch den selbst formulierten Anspruch, die Repräsentationsformen von Klasse eingehender zu analysieren. Um zu bestimmen, inwiefern die arbeitende Klasse nuanciert und sympathisierend dargestellt werde, bedürfe es *close readings*, schreibt sie (vgl. S.16). Das Buch lässt solche *readings* jedoch vermissen und besteht stattdessen vor allem aus Beschreibungen von Filmplots und thematisch gruppierten Sammlungen relevanter Filmtitel. Wer Hinweise zu Filmen zu folgenden Themen sucht, kann hier fündig werden: Arbeit und Arbeitslosigkeit, Kultur der Arbeiter\_innenklasse, Immigration und Diaspora, intersektionale Fragen von Gender und Klasse, sowie – scheinbar etwas abseitig – von *race* sowie Klasse in Filmen der indigenen Bevölkerung Australiens. Erkenntnisfördernder wäre es wohl gewesen, einem dieser Themenblöcke ein einzelnes Buch und den besprochenen Filmen begrifflich besser informierte textuelle und kontextuelle Analysen zu widmen. Attfields Arbeit kann für derartige Unternehmungen immerhin wertvolle Elemente liefern, und es finden sich in ihr auch diverse interessante Hinweise, zum Beispiel zum Soziolekt der Lon-

doner *working class*, dem „Multicultural London English“ (S.100f.) in Filmen wie *Bullet Boy* (2004), *My Brother the Devil* (2012) und *Blue Story* (2019) oder zum Missverhältnis von Autorinnenintention und kritischer Rezeption von Andrea Arnolds *Fish Tank* (2009) (vgl. S.136ff.). Allerdings werden derartige Beobachtungen kaum vertieft.

Im Vergleich zu den genannten Titeln ist Stephan Gregorys 800-seitige Monografie *Class Trouble* in jeder Hinsicht gewichtiger. Es handelt sich um eine Geschichte der Frühen Neuzeit in Großbritannien aus der Perspektive der sozialen Klassifizierung, die auf einer Habilitationsschrift an der Fakultät Medien der Bauhaus-Universität Weimar basiert. Gregory fragt danach, wie das starre Gefüge der Ständegesellschaft durch die neue und dynamischere Einteilung in soziale Klassen abgelöst wurde, wobei er Elemente der historiografischen Subdisziplinen der Begriffs-, Wissenschafts- und politischen Ideengeschichte integriert. Vor allem aber will Gregory den Beitrag historischer Medien an dem Prozess der Neueinteilung des Sozialen würdigen. Zu diesen Medien zählen Tabellen (im Rahmen des sozialpolitischen Großprojekts der Politischen Arithmetik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts), diverse Printmedien wie Flugblätter, Zeitungen und Magazine, sowie Kaffeehäuser und Clubs als Orte der Zirkulation von Neuigkeiten und Gerüchten. Gregory ist insofern ein typischer Vertreter seines Faches (der kulturwissenschaftlichen Medienwissenschaft), als er mit seiner Studie zeigen möchte, „dass Medienge-

schichte mehr kann als nur die spezielle Geschichte ‚der Medien‘ zu erzählen: Sie kann auch dazu dienen, die ‚allgemeine‘ Geschichte neu und anders zu schreiben, unter dem Gesichtspunkt der Medien und Techniken, die an der Konstitution von Kultur und Gesellschaft beteiligt sind“ (S.20).

Was Gregory in einer Rezension zu Patrick Eiden-Offes Buch *Die Poesie der Klasse: Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats* (Berlin: Matthes und Seitz, 2017) notiert hat – nämlich dass „es wirklich schön geschrieben“ sei (<https://www.hsozkult.de/publication-review/id/reb-26339>) – gilt *a fortiori* für sein eigenes Werk, obwohl oder gerade weil es in der Diktion etwas nüchterner daherkommt als Eiden-Offes Werk. Fast in jedem Kapitel finden sich wunderbare Sätze. Gregory hat die Gabe, gleichermaßen treffend und originell zu formulieren, zu synthetisieren und zuzuspitzen, ohne in hohle Rhetorik oder ins Hyperbole zu driften. Die Lektüre der 800 Seiten bietet neben erheblichem Erkenntnisgewinn auch ästhetischen Genuss.

Nach einem Vorwort folgt ein Theorierteil, der in sieben Kapiteln einen Überblick über verschiedene Ansätze zu Fragen der Einteilung der Gesellschaft in Klassen bietet. Hier diskutiert Gregory sozialtheoretische Klassiker wie Karl Marx, Niklas Luhmann, Pierre Bourdieu, Michel Foucault und Jacques Rancière in Hinblick auf Elemente einer Theorie der Klassifizierung und klärt im Anschluss seine eigene medientheoretisch informierte Methode. Neben dem Fokus auf die

oben erwähnten historischen Medien der Durchsetzung der Klassifikation spielt dabei der Begriff der Mimesis eine wichtige Rolle.

Den Hauptteil des Buchs bildet eine Geschichte der Durchsetzung des modernen Klassenbegriffs, die Gregory in dreizehn Kapiteln erzählt. Sie spielt vor allem im Großbritannien des 17. und 18. Jahrhunderts, setzt aber bei einer Archäologie des Begriffs an, die in die Antike zurückgreift. Die Stärke der Darstellung besteht darin, zwei Diskursstränge in den Blick zu nehmen. Die Rekonstruktion des ersten, die in der Forschung besser etabliert ist, besagt, dass der moderne Klassenbegriff aus einer Übertragung der Klassifikation von Dingen und Pflanzen auf das Soziale, also auf Menschengruppen, entstanden sei. Diesen Diskursstrang greift Gregory auf und fügt seiner Rekonstruktion durch die Lektüre der Schriften der Politischen Arithmetik William Pettys wichtige Elemente hinzu.

Die Rekonstruktion des zweiten Diskursstrangs kann hingegen zeigen, dass es sich dabei nur um die „halbe Wahrheit“ (S.255) handelt. Hinzu kommt ein gezielter Rückgriff auf die bereits in der römischen Antike gängige Einteilung der Bevölkerung in Steuerklassen. Diese Einteilung „überwinterte“ die „1000 Jahre ohne Klassen“ des europäischen Mittelalters und konnte in der Spät- und Postrenaissance reaktiviert werden (S.271ff.). Im Verlauf seiner ausführlichen Beschäftigung mit Petty weist Gregory anschließend nach, wie eng dessen theoretische Schriften mit

politischen Projekten – etwa einer Neuvermessung Irlands zwecks effektiverer Ausbeutung – verbunden waren. Pettys Freund John Graunt steuerte das Instrument der tabellarischen Erfassung bei, also einer neuartigen Datenverarbeitung, einer Abstraktion und Quantifizierung, die „nicht einfach nur einen ideologischen ‚Reflex‘ des Übergangs vom traditionellen Ständesystem zur neuen, kapitalistischen Klassengesellschaft darstellt“, sondern selbst „die Gesellschaft transformiert“ (S.317).

Während der Fokus auf den Anteil historischer Medien an der Durchsetzung des Klassenbegriffs plausibel wirkt, überzeugt der mimesistheoretische Ansatz weniger. Zu unspezifisch erscheint der Begriff, mit dem Gregory letztlich nur sagen will, dass die Einteilung in Klassen durch Wiederholungen reproduziert wurde. Wieso dafür der Mimesis-Begriff nötig ist, erschließt sich nicht, zumal es dem Autor dezidiert nicht um Praktiken der Nachahmung von Verhaltensweisen geht, durch die sich Klassen formieren könnten, sondern „um die Imitation von Verfahren, um die Verkettung von Operationen, um die Fortschreibung einer Unterscheidungsweise“ (S.207). Nicht auf die „Konstitution einer bestimmten Gruppe“ beziehe er sich mit der Frage nach der Klasse, sondern „auf das Prinzip der Unterscheidung, durch das Klassen überhaupt erst hervorgebracht werden“ (ebd.).

Das letzte Zitat deutet auf ein grundlegendes Problem hin, das kurz gesagt in Gregorys Klassennominalismus besteht. Anstatt der Möglichkeit Rechnung zu tragen, dass der Begriff

verfing, weil er tatsächlich eine neuartige gesellschaftliche Spaltung zu fassen in der Lage war, wird für den Autor die Spaltung durch die Einteilung erst erzeugt. Sein Argument gegen den Klassenrealismus ist dürftig: Laut Gregory „stellt die empirische Vielfalt an Einteilungsweisen den wohl schlagendsten Einwand gegen die realistische Position dar“; „wie von selbst“ ergebe sich, „dass die Ordnung der Welt nicht in der Realität hergestellt ist, sondern ein Resultat symbolischer Bedeutungsproduktion darstellt“ (S.65). Überzeugender wäre die gegenteilige Einschätzung: dass nämlich die Vielzahl an möglichen Einteilungen, Klassifizierungen, begrifflichen Fassungen und epistemischen Perspektiven auf die Welt die Möglichkeit von vergleichsweise besseren – im Sinne von: den Strukturen der Welt genauer entsprechenden – Kategorien keineswegs ausschließt. Es ist daher nicht abwegig, einen Klassenrealismus zu vertreten, also etwa anzunehmen, es handele sich bei der Gegenwartsgesellschaft tatsächlich um eine Klassengesellschaft – und nicht nur um eine kontingenterweise in Klassen eingeteilte Gesellschaft, die sich ebenso gut ganz anders betrachten ließe. Gegen Gregory ließe sich zum Beispiel Jens Kastner aus dem oben besprochenen *Klassen sehen* zitieren: „Dass die symbolische Repräsentation von Klasse immer auch Teil ihrer realen Konstitution ist, bedeutet nicht, dass es keine Klassen gäbe, wenn sie nicht repräsentiert würden. Wir leben in einer Klassengesellschaft, auch wenn die Menschen nicht massenhaft im Blau-

mann herumlaufen oder rote Fahnen schwenken und auch wenn sie immer weniger in Gewerkschaften und Parteien organisiert sind“ (S.63).

Mit anderen Worten: Insofern *Class Trouble* nicht die Genese der Klassengesellschaft, sondern die der Klassifizierung untersucht (der als Klassengesellschaft ‚verstandenen‘ Gesellschaft), wird die Frage verschleiert, ob es sich bei der Klassifizierung um eine Form der Erkenntnis oder um eine Form der Erfindung handelt. Oder, um die Kritik genauer und treffender zu formulieren: Wenn es sich nicht nur um eine Erfindung handelt, sondern auch um eine Erkenntnis – eine Erfindung mit Erkenntnisfunktion –, dann hätte diese Perspektive dem Buch an manchen Stellen eine größere epistemologische Tiefenschärfe verliehen. Denn dann würde sich nicht nur die Frage stellen, wie – mittels welcher Strategien, mittels welcher Medien, im Kontext welcher Projekte – das Ordnungsmuster der Klasse historisch durchgesetzt wurde, sondern auch, in welchem Verhältnis die semantische Verschiebung zu Strukturverschiebungen stand. Das fundamentale Problem bestünde nicht darin, dass Menschen klassifiziert (also taxiert, ein- und zugeordnet) werden (vgl. S.681), sondern in der extremen Ungleichverteilung von Ressourcen und deren systemischer Reproduktion.

Tatsächlich scheint Gregory seinen Klassen nominalismus auch nicht konsequent durchzuhalten. So argumentiert er im ersten Kapitel des Schlussteils „Ankunft in der Klassengesellschaft“, „die Prozesse der Klassi-

fizierung und Klassenteilung“ hätten sich „gegenüber den ständischen und grundherrschaftlichen Prinzipien“ ab der Mitte des 18. Jahrhunderts so weit durchgesetzt, „dass eine Rückkehr zur alten Ordnung nicht mehr möglich ist. England kann seitdem als Klassengesellschaft bezeichnet werden“ (S.635). Zeitgenössischen Beobachtungen stimmt er zu, dass „entgegen dem feudalen Anschein [...] im England des frühen 18. Jahrhunderts längst das Geld [herrschte]“, dass also „über die soziale Stellung [...] der Reichtum und nicht das Ansehen [entschied] und dass daher das wesentliche Kriterium der sozialen Einteilung [...] die Klasse und nicht der Stand“ (S.637) war. Gregory spitzt sein nunmehr klassenrealistisches Argument sogar dahingehend zu, dass sich die Klassengesellschaft hinter dem Rücken der Akteur\_innen – also ohne deren klassifikatorisches Zutun – ereignet habe: „Die englische Gesellschaft dieser Zeit beginnt, nach den Regeln der Klassenteilung zu funktionieren – auch wenn sie davon noch nichts weiß

und auch wenn die ‚Mittelklasse‘, die damit an Macht gewinnt, noch kein umfassendes ‚Klassenbewusstsein‘ entwickelt hat“ (S.638).

Dieser Widerspruch – vielleicht wäre es besser zu sagen: diese verständliche Unentschiedenheit zwischen Klassen nominalismus und -realismus – schmälert zwar die Gesamtleistung des Buchs. Diese bleibt dennoch beachtlich. *Class Trouble* zeigt, dass medientheoretisch informierte Perspektiven auch für die Geschichte des Entstehens sozialer Klassen und entsprechender Klassifizierungen wichtige Erkenntnisse zu bieten haben. Es zeichnet detailreich die Frühgeschichte des modernen Klassenbegriffs nach und bietet Einblicke in heute weitgehend vergessene Konstellationen. Auch wenn diese Geschichte einseitig bleibt, so ist es Gregory doch gelungen, die eine Seite der Geschichte sehr überzeugend darzustellen. Es lässt sich viel lernen aus diesem klugen Buch.

*Guido Kirsten (Potsdam)*